



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes

1901. * № 39.

Um's Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**
 (Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Wissen Sie aber,“ sagte Eva innig, „daß ich es beinahe bedauere, daß das Bild nun fertig ist?“

Walter Brunner vermied es, in ihre Augen zu sehen, und zögerte einen Herzschlag lang, ehe er in möglichst erstaunt klingendem Tone fragte: „Warum, meine Gnädige?“

„Weil ... weil wir uns nun so selten sehen werden,“ antwortete sie weich. Ihre schönen Augen hingen dabei angstvoll an seinem Gesicht. Was wird er antworten?

Seine ausdrucksvollen Züge ließen die Frage nicht unbeantwortet. Eva sah in ihnen, mit welcher Gewalt er seine ganze Willenskraft zusammennahm, und wußte, noch ehe er den Mund aufthat, was er sagen würde.

„Das allerdings ... ich muß jetzt Abschied nehmen ... auf längere Zeit. Morgen früh schicke ich das Bild zu einem Freunde, bei dem es trocknen mag, und der es dann an die Ausstellungskommission schickt. Ich verreise schon morgen mittag — nach Tirol.“

Ueber Evas Glieder fiel es lähmend und erdrückend, wie ein bleierner Mantel. Diese Antwort ... war das nicht schon die Niederlage? Aber dann schrie es wild in ihr auf, verzweifelt: „Nein! Nein! Er liebt dich ja! Du mußt ihn nur stärker bestürmen!“

und der bleierne Mantel fiel wieder ab von ihr. „So bald schon?“ sagte sie möglichst heiter. „Da müssen wir ja die Honorarfrage sofort regeln.“

Sie aber sprach unbeirrt weiter: „Sie haben mir eingeredet, ich erweise Ihnen eine Gnade, wenn ich Ihnen erlaube, mein Bild zu malen. Ich war beinahe eitel genug, es zu glauben. Aber heute, heute bin ich's nicht mehr. Ich ... heute weiß ich ... eine Königin wäre zu arm, es Ihnen zu lohnen, daß ... daß Sie sie so auf die Nachwelt bringen. Was soll ich erst thun? Ich kann Ihnen nur alles geben, was ich habe ... und mich selbst dazu.“

Jedes ihrer Worte fiel ihm wie ein lodender Feuerbrand in die Seele, der zitternde Ton ihrer Stimme, in dem sich der leidenschaftlichste Erguß so seltsam mit dem Scherz vermengte, hinter dem er sich verbergen wollte, jagte ihm einen Schauer nach dem anderen durch die Äbern. Und wie schön sie war, wie schön! Wie ihre Augen ihm entgegenleuchteten, ihr Gesicht, ihre Schultern, die weißen, wundervoll geformten Arme, in denen das Verlangen, sich um seinen Hals zu schlingen, lebte!

Der Rausch schlug über seinem Haupte zu-

Gnädigste ... das wäre viel zu hoch bezahlt. Das kann ich nicht annehmen.“

Als sie ausgesprochen waren, wartete er mit dumpfer Verwunderung auf das Unerhörte, das nun folgen mußte. Nun fiel wohl die Sonne vom Himmel herab auf die Erde und zerschlug sie, oder ... aber nein, es geschah ja nichts. Nur Eva hatten seine Worte getötet. Sie regte sich nicht mehr, sie war tot, obwohl sie noch aufrecht vor ihm stand. Oder war sie nicht tot? Ihre Augen lebten noch.

Endlich kam Leben in die schöne Bildsäule. Ein paar rasche, keuchende Atemstöße, und dann sprang Eva auf Walter zu, faßte mit ihren weißen Händen seinen Arm und schüttelte ihn.

„Walter! Das antwortest du mir? — Aber du lügst ja, denn du liebst mich! Sie steht ja in deinem Gesicht geschrieben, diese Liebe, sie sieht dir aus den Augen! Meinst du denn, du Narr, ich hätte mich sonst so erniedrigt vor dir? — Nun ich es gethan habe, darfst du mich nicht zurückstoßen. Dein Herz kannst du knechten ... mich zu zertreten hast du kein Recht. — Warum lügst du?“

Die seltsame Betäubung, die ihn bei wachen Sinnen hatte träumen lassen, wich jetzt von dem Manne, und mit der Klarheit des Denkens kehrte auch die Festigkeit seines Willens wieder. Sanft, aber mit einer Kraft, die keinen Widerstand zuließ, löste er die weißen Hände der Rasenden von seinem Arm, führte Eva an den Divan und drückte sie auf ihn nieder. Er selbst blieb vor ihr stehen.



Von der Basler Gewerbeausstellung: Der Industriepavillon. (S. 307)
 Nach einer Photographie von C. Kling.

sammen. Er meinte schon vor ihr zu knien, die Süße in seinen Armen zu halten, da riß es ihn zurück, wie eine fremde, eiserne Hand, und er hörte mit dumpfem Erstaunen, als spräche da ein anderer, seine Worte: „Meine

„Weil ich Ihnen das Geständnis schuldig geworden bin, so muß ich das Wort eben aussprechen, das nie aus meinem Munde kommen sollte. Jawohl, ich liebe Sie, Eva! Ich liebe Sie so wahnsinnig, daß es mich vielleicht mein

Leben kosten wird, diese Liebe in mir zu unterdrücken. Und ich werde es doch thun, Eva, auf die Gefahr hin sogar, daß es nicht nur mein, sondern auch Ihr Leben kostet. ... Sie sind eine Herrscherin, eine unheimliche Tyrannin, die alles unterjocht. Sie sind nicht das demüthige Weib, Sie sind die Herrin, deren innerste Natur es ist, alles unter das Joch ihres Willens zu zwingen und zu beugen. Ich habe Sie gemalt, Eva, und mich in Ihr Gesicht versenkt. Das Gesicht des Menschen aber ist sein innerstes Wesen. Und ich habe in Ihrem Gesichte gefunden, was mein Gefühl mir längst sagte: Sie hätten skrupellos Ihre Schönheit als Mittel daran gewandt, sich eine Krone zu erringen. Und wenn es Blut gekostet hätte, wären Sie auch nicht zurückgeschauert. Weil es aber für Sie keine Krone zu erreichen gab, haben Sie wenigstens das Gold erobert, aus dem man eine Krone fertigen könnte. Ihre Jugend und Schönheit war Ihnen feil dafür, und wäre der Alte nicht so eilig gestorben, hätten Sie vielleicht auch das Blut vergossen. — Sie haben Ihren Durst nach Reichtum und Macht gestillt, indem Sie einen alten Thoren nahmen — nehmen Sie sich nun einen jungen Thoren und stillen Sie an ihm Ihren Durst nach Liebe. Mir aber verzeihen Sie, daß ich Ihnen diesen Rat geben muß.“

Er reckte sich straff auf und verließ das Zimmer.

Eva sah, ohne sich zu regen, Stunde um Stunde. Im Hause steckten die Dienstleute die Köpfe zusammen, und immer schlich ein anderer an die Thür des Ateliers, öffnete sie leise und spähte hinein; jeder kam achselzuckend zurück und berichtete, die gnädige Frau sitze noch immer in dem Staat, in dem sie sich hatte malen lassen, auf dem Divan und sehe so sonderbar vor sich hin.

Endlich nahm die kleine Gesellschafterin ihren ganzen Mut zusammen, ging hinein zu Eva und berührte ihre Schulter.

Eva blickte auf. „Was ist's?“

„Gnädige Frau sitzen schon drei Stunden so ...“

„Drei Stunden?“

„Ja. Wir haben schon solche Angst gehabt.“

Eva erhob sich und ging hinüber in ihr Zimmer. „Sagen Sie den Leuten, daß niemand mich stört,“ befahl sie. „Wenn meine Schwester kommt oder telephoniert, bin ich nicht zu Hause. Ich bin überhaupt für niemand zu Hause. Haben Sie verstanden?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Gut. Sie können heute ausgehen. Wer will, kann ausgehen. Ich brauche nichts. Ich habe etwas zu überlegen.“

Die Gesellschafterin schlich hinaus. Eva schloß die Thür hinter ihr und riegelte ab. Dasselbe that sie mit den Thüren, die von dem Korridor in das Schlafzimmer, das neben ihrem Boudoir lag, und in das daranstoßende Arbeitszimmer des seligen Hohenberger führten, so daß die drei ineinander führenden Zimmer gegen die übrige Wohnung abgeschlossen waren. Die Verbindungsthüren ließ sie offen stehen und ging nun immer auf und ab, durch alle drei Räume und wieder zurück. Sie murmelte dabei immerfort leise vor sich hin, lachte manchmal halblaut auf und murmelte wieder etwas. Wie sie so gleichmäßigen Schrittes auf und ab wandelte, rauschte und raschelte die lange Schleppe ihres weißseidenen Kleides gespenstisch hinter ihr her.

Der Abend sank herab, es dunkelte in den Zimmern. Als es so finster wurde, daß Eva ihren Weg nicht mehr fand, rückte sie an den Hebeln der elektrischen Leitungen, und die drei Zimmer lagen in einem Meer von Licht.

Und immerfort ging sie auf und ab, auf und ab.

Endlich schien sie müde zu werden. Es mochte auch wohl schon spät in der Nacht sein, als sie in dem Arbeitszimmer Hohenbergers, wo die große eiserne Geldkassette stand, mitten auf dem Teppich stehen blieb. Sie stand eine ganze Weile da. Dann ging sie an die Thür, die in das Schlafzimmer führte, und verriegelte auch die, trat an die Fenster und ließ die Gardinen herab.

„Wenn man Geld zählen will,“ sagte sie geheimnißvoll, als spräche sie zu jemand, „muß man die Thüren und Fenster schließen. Denn sie spähen gierig danach, die Menschen. Alle wollen den Zauberstab haben, den goldenen Zauberstab, der aus den Felsen Quellen schlägt, der Wüsten in Blumengärten verwandelt, der die Herzen ... aber nein, die Herzen, die berührt er umsonst, nicht wahr, mein süßer Walter? Die Herzen nicht, aber sonst alles, alles ... Man kann alles haben dafür, sogar die Wissenschaft des Doktor Berghini in Benedig.“

Sie trat an die eiserne Kasse, öffnete sie und nahm einen großen Pack Wertpapiere heraus und ein Paket Geldnoten. Sie warf die Obligationen auf den Schreibtisch, löste die Papierstreifen der Banknotenbündel und streute



Camille Saint-Saëns. (S. 307)

die Geldscheine unordentlich darüber hin. Dann trat sie ein paar Schritte zurück, sah mit weitgeöffneten, starren Augen auf den durcheinandergeworfenen Schatz und schlug mit kindischem Richern die Hände zusammen.

„Hundert Millionen! — Hundert Millionen! — So reich bin ich! — Tausend Millionen! — Wie gierig sie schauen! — Wie sie die Hände recken! — Wollt ihr euch zum Teufel scheren, Gesindel! — Das ist mein! mein! mein! — Ich hätt' euch alles geschenkt, wenn er mich gemocht hätte, alles! — Aber er mag mich nicht, und so kriegt ihr nichts! Von allen zehntausend Millionen keinen Kreuzer! Alles ist mein! — Wollt ihr wohl die Hände wegthun!“ schrie sie wütend auf. Sie lief an den Schreibtisch, riß eine Lade auf und zog einen Revolver heraus, mit dem sie drohend herumfuchtete. Dann lachte sie schrill.

„Wie sie laufen! — Ja, ihr Gesindel, um das Geld muß man auch töten können! — Ach was! Morgen geh' ich zum Kaiser und kauf' ihm seine Krone ab. — Dann kann ich erschiesen.“

Blötzlich duckte sie sich ängstlich zusammen und starrte in die Ecke hinter den Geldschrank.

„Bist du wieder da, Rudi? Wo kommst du her? War der Berghini ein Schwindler und hat dich nur eingeschlafert, daß du wieder dastehst und mich anstarrst? Hahahaha ... jetzt merk' ich's erst, du bist ja nur ein Gespenst! Ich sehe ja durch dich hindurch, den Geldschrank und die Tapete an der Wand. — So dünn warst du bei deinen Lebzeiten nicht einmal, Rudi! — Sei nicht böse, Alter, ich kann

wirklich nichts dafür. — Ich wollte doch meinen süßen Walter haben, und Berghini mußte das Geld kriegen, um seine Entdeckung fertig machen zu können. — Aber er ist ein Narr, der Berghini! — Mit einer Million Lire wollte er die ganze Menschheit glücklich machen, und ich hab' hunderttausend Millionen und bin so unglücklich dabei. — Ich will dir was sagen, Rudi ... du hast mir falsches Geld hinterlassen, du alter Gauner! — Es ist nichts wert. — Ja, schneide nur Gesichter, es ist doch so! — Oder hab' ich mir meinen süßen Walter kaufen können dafür? Sieh mich an, wie schön ich bin. — So, wie ich dastehe, hab' ich ihn gebeten, nimm mich! — Aber dein Geld hat mich beschränkt in seinen Augen. — Er hat mich nicht gewollt und mir eine lange Geschichte erzählt ... Ich habe nichts davon verstanden, der Kopf hat mir so weh gethan, so weh!!! — Aber das weiß ich, daß er mich nicht hat haben wollen. Dein Geld war's, nur dein Geld! — Ah, wenn ich mich rächen könnte an dir!“

Sie sann einen Augenblick nach. Dann glühte ihr ganzes Gesicht in milder Freude.

„Ich hab's! — Du bist ja so geizig, Rudi! — Jetzt will ich dein ganzes, schönes, falsches Geld vor deinen Augen verbrennen! Und du mußt dabeistehen und kannst nichts thun — du bist ja ein totes Gespenst ... Hihhi ... du wirfst dich schön ärgern!“

Auf dem Schreibtische stand ein silbernes Feuerzeug mit Zündhölzern. Sie sprang danach, riß ein Hölzchen an und hielt ein Päckchen Geldscheine, das sie aufgerafft hatte, an die kleine Flamme.

„Hihhi ... wie das brennt! — So schön! — So schön! — Gleich soll das andere auch brennen.“

Sie warf die brennenden Scheine auf den Haufen der Wertpapiere und sah mit glänzenden Augen zu, wie die Flamme um sich griff und bald hoch aufloderte.

„Ah ... ah ... ah! — Wie schön! Wie schön! Jetzt die Gardinen auch, bravo! Und die Portieren, Rudi, dein Taubenschlag brennt ... und das Tauberl mit — Walter, Walter!“

Als später die Hausleute das Zimmer erbrachen, fanden sie die schöne Eva tot. Erstickt in dem Qualm des brennenden Mammons, den zu erringen sie so vieles gethan und gewagt hatte.

28.

Franz und Fanny hatten große Gesellschaft bei sich. Vater Rauscher, der stellvertretende Direktor der „Concordia“, war da, Mama Rauscher, die schneeweiße Großmama des Geburtstagskinds, Doktor Karl Rauscher, der angesehene Chemiker und Dheim des Geburtstagskinds. Es war nämlich Klein-Christians sechster Geburtstag, doppelt feierlich dadurch, daß der Knabe mit ihm das schulmündige Alter erreichte. Im September sollte er in die Schule eintreten.

Vorbereitet war er. Schultasche und Schiefertafel lagen funkelnagelneu unter seinen Geburtstagsgeschenken.

Der Chemiker hielt einen Trinkspruch auf den Neffen, den er mit den Worten schloß: „Und so wollen wir eins auf die glänzenden Geistesgaben trinken, die das Geburtstagskind demnächst zu bethätigen beginnen wird.“

Man stieß an und trank mit; Herr Christian Rauscher aber und der Vater des Knaben, Herr Postkontrolleur Franz Neumeier, zogen dabei etwas bedenkliche Gesichter.

Als man sich gesetzt hatte, zog Neumeier ein Zeitungsblatt aus der Rocktasche und wandte sich zu seinem Schwager: „Deine gute Absicht in Ehren, lieber Karl, aber mit den großen

Geistesgaben ist das so eine Sache. Hört einmal zu, alle miteinander!"

"Bücht, Christel!" sagte Frau Fanny zu ihrem Sohne, der sein Vorrecht als Geburtstagskind geltend machen wollte, indem er mit dem Tortenmesser immerfort an sein Weinglas schlug, das, dank der Fürsorge seines Erzeugers, allerdings mehr Wasser als Wein enthielt.

Christel stellte das Läutewerk ein, Onkel Karl rief: "Hören wir!" die kleine Tante Kathi holte sich noch ein Stück Torte heran, und Herr Franz Neumeier las vor:

"Venedig, den 15. Mai. Der bekannte Biologe Doktor Paolo Verghini wurde gestern morgen in seinem Laboratorium tot aufgefunden. Er hat sich erschossen. Auf seinem Arbeitstisch lag ein Zettel mit den Worten: „Ich gebe die Arbeit auf, weil ich sehe, daß ich sie nicht vollenden kann.“ Den einzigen Nachlaß des Selbstmörders bilden eine Reihe seltsamer Apparate, aus denen kein Mensch klug wird, auch die Kollegen des Toten nicht, und etliche Phiolen und Mixturen, über deren Zusammensetzung und Zweck die von hervorragenden italienischen Chemikern vorgenommene Analyse nur unvollkommenen Aufschluß gab.

Gelegentlich des Todes des seltsamen Mannes werden alle die abenteuerlichen Gerüchte wieder wach, die bei seinen Lebzeiten über ihn umliefen und dann allmählich vergessen wurden. Im Volke war Doktor Verghini verhaßt und gefürchtet, weil man sich in den Trattorien und an den Kirchenthüren erzählte, er sei ein im Bunde mit dem Bösen stehender Hexenmeister, der zu seinen höllischen Latwergen das Blut geschlachteter Kinder verwende. Klügere Leute wiederum wunderten sich darüber, wo der keineswegs wohlhabende Mann die Mittel zu seinen kostspieligen Bestellungen von Chemikalien und Apparaten hernehme, und rechneten ihm diesen Zwecken gewidmete Ausgaben von über einer Million Lire nach. Alles in allem scheint Doktor Verghini ein moderner Alchimist gewesen zu sein, der den Stein der Weisen suchte und aus Verzweiflung, ihn nicht finden zu können, sich selbst den Tod gab. Wer weiß,

was für wertvolle Entdeckungen der sonderbare Mann ins Grab mitnahm, weil sie ihm neben seinem großen Hauptziele zu geringfügig schienen, um damit hervorzutreten . . ."

"Wart," meinte seine Frau nach der beendeten Vorlesung nachdenklich. Ihr fiel plötzlich ein, daß Eva ihn in ihren letzten Briefen aus Venedig mehrfach erwähnt habe. Fanny berichtete nun den erstaunt Zuhörenden, daß Doktor Verghini seiner Zeit in der Lagunenstadt in Beziehungen zu dem Hohenbergerschen Ehepaar getreten sei. Die Schwester habe damals berichtet, daß ein Doktor Verghini, ein unheimlich häßlicher, aber grundgescheiter und hochgelehrter Mann, ihren Führer durch die Stadt und deren Kunstschätze gemacht und ihr die letzteren in höchst anziehender Weise erläutere habe. Es sei doch seltsam, daß dieser Mann nun einen nicht minder tragischen Tod gefunden habe, wie die unglückliche Millionenerin Eva.

"Ja, ja," meinte Franz, "der muß nach allem doch gewiß ein hervorragend begabter Mensch gewesen sein. Und dieses Ende!"

"Und mein armes, liebes Coerl?" mischte sich Vater Kauscher ins Gespräch. "War die nicht begabt? Und wie elend hat das arme Ding z' Grund geh'n müssen."

"Aber wir haben von ihr geerbt, was übrig 'blieben is!" bemerkte Kathi, mit vollen Backen kauend.

Zum Glück für sie hörte niemand darauf, denn Doktor Karl sagte eben unmutig: "Ihr seid eben Spießbürger und schätzt den Intellekt gering. Was soll man dem Bengel wünschen, wenn nicht Verstand? — Geld?"

"Ein gutes, wackeres, deutsches Herz!" sagte Neumeier aufspringend. "Das ist mehr wert als Verstand und macht glücklicher als Geld." Und darauf klangen die Gläser zusammen.

Ende.

• • Illustrierte Rundschau. • •

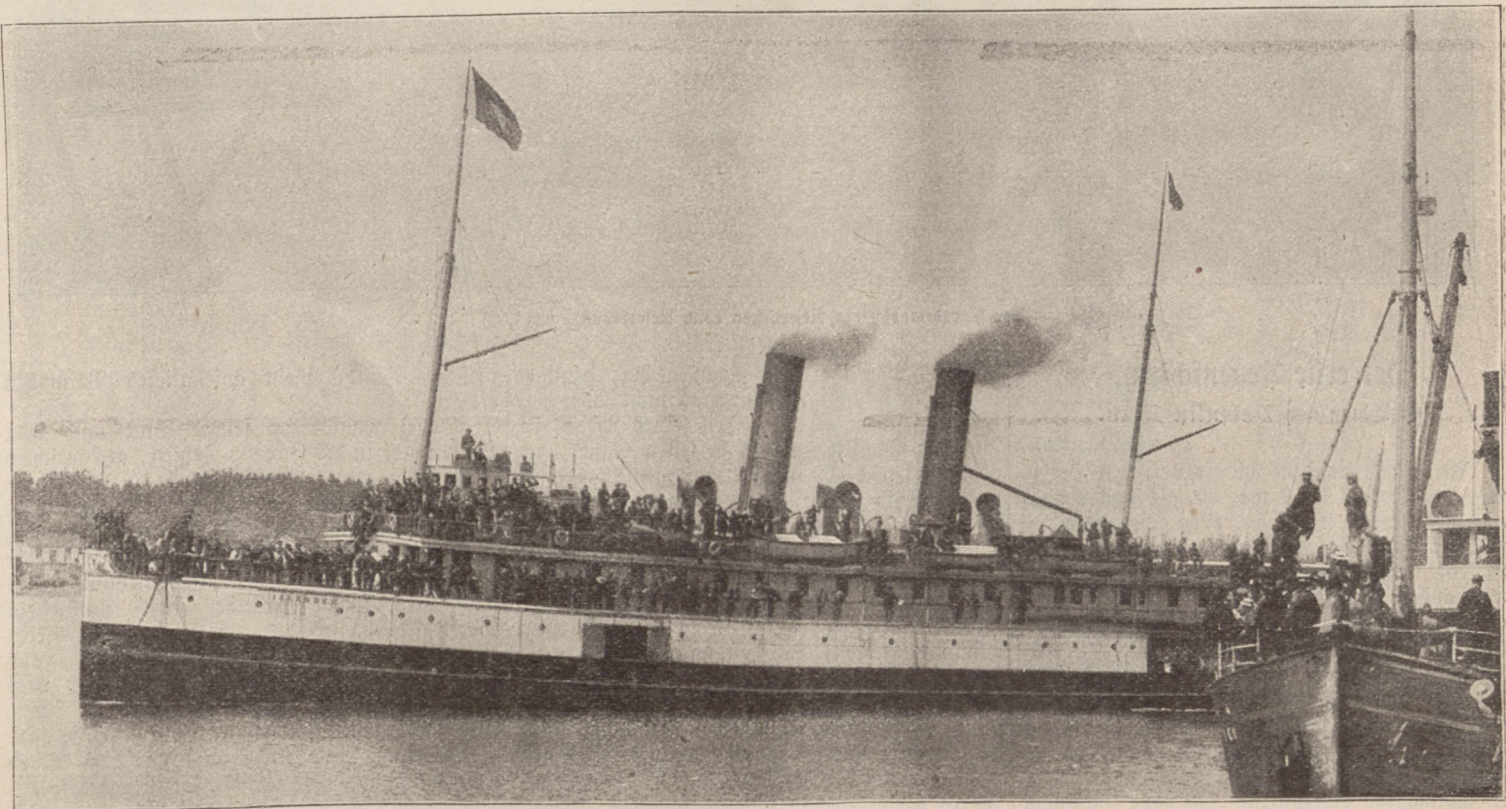
Die Gewerbeausstellung in der alten Schweizerstadt Basel weist recht bemerkenswerte Leistungen auf

dem Gebiete der verschiedenen Industrien, Papier- und Kurzwaren auf und erfreut sich eines regen Besuches. Das hervorragendste Gebäude ist der **Industriepavillon**; eine Gartenbauausstellung und eine Abteilung für landwirtschaftliches Bildungswesen sind ebenfalls vorhanden. — **Charles Camille Saint-Saëns**, einer der hervorragendsten französischen Komponisten der Gegenwart, ist vom deutschen Kaiser zum auswärtigen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt worden. Diese hohe Auszeichnung wurde dem französischen Künstler infolge der Aufführung seiner großen Oper „Samson und Delila“ an der Berliner Hofoper zu teil. Der Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste ist die Friedensklasse des hohen preussischen Kriegsordens, den Graf Waldersee bei seiner Rückkehr aus China erhielt. Saint-Saëns, der am 9. Oktober 1835 in Paris geboren ist, hat sich in der musikalischen Welt besonders als Instrumentalkomponist durch seine symphonischen Werke und im Publikum durch seine Kunststreifen, bei denen er als Klaviervirtuose und Dirigent auftrat, bekannt gemacht. Von seinen Opern hat nur die oben genannte außerhalb der Grenzen Frankreichs Beifall gefunden. — Ein furchtbares Schiffsunglück hat an der nordamerikanischen Nordwestküste stattgefunden. Der Alaskadampfer „Islander“ stieß in der Nähe der Douglasinsel mit einem Eisberg zusammen und sank binnen 18 Minuten. An Bord spielten sich entsetzliche Szenen ab. Während die auf Deck befindlichen Passagiere sich kopflos in die sechs Rettungsboote stürzten, schrieen die in den Kabinen und Salons eingeschlossenen — durch den furchtbaren Stoß waren die Thüren verklemt worden — herzerreißend um Hilfe, bis es dem Steward und seinen Leuten gelang, die Thüren mit Äxten einzuschlagen. Der Kapitän Foote und vierzehn Mann der Besatzung, die heldenmütig für die Rettung der Passagiere sorgten, ertranken. Es waren viele Goldgräber aus Klondyke an Bord, die mit ihren hart errungenen Schätzen, im ganzen über 1,100,000 Mark, nach Hause zurückkehrten. Außerdem befanden sich unter der Ladung fünf Kisten Gold für verschiedene Banken im Werte von 700,000 Mark. Gerettet wurden 107 Personen, ungerettet sind 65.

Der Parademarsch der Reservisten beim Reserveball.

(Mit Bild auf Seite 308.)

Den Abschluß der militärischen Dienstzeit feiern die heimziehenden Reservisten in vielen Garnisonen



Der in der Nähe von Zuncan (Alaska) an einem Eisberg gescheiterte Dampfer „Islander“.

durch einen „Reserveball“, der meist in einem vor dem Stadthor gelegenen Restaurant stattfindet und wobei es an althergebrachten Reservereulen nicht fehlt. Dazu gehört unter anderem das Löffelbegraben und der Parademarsch der Reservisten, bei dem die eingeladenen Tänzerinnen die Zuschauer abgeben, und nach dessen Ausführung die ganze fidele Kolonne in den Saal rückt. Dort erhält jeder der wackeren Krieger von dem Festordner, der auch als General die Parade abgenommen und selbstverständlich die Leistungen in strenger, echt militärischer Weise kritisiert hat, einen Papierorden. Dann erst beginnt der Tanz.

Die Befreiung Lübecks vom dänischen Joche.

(Mit Bild auf Seite 309.)

Die Eroberung Holsteins durch den König Waldemar von Dänemark brachte im Jahre 1201 auch Lübeck in die Gewalt der Dänen. Fast ein Vierteljahrhundert währte dort die Fremdherrschaft, bis Alexander v. Soltwedel zum Bürgermeister gewählt wurde, der insgeheim mit aller Energie die Vertreibung der Dänen vorbereitete. Beim Maienfeste, während die Häupter der dänischen Besatzung auf

der Wiese vor der Stadt im Zelte des Bürgermeisters tafelten, nahmen die Lübecker durch List die Burg ein und umstellten dann das Zelt. Als ihm diese Nachricht gebracht wurde, stand Alexander v. Soltwedel auf, erhob sein Glas und rief den Dänen zu: „Dieser Becher gilt eurem Abschied und der befreiten Stadt Lübeck!“ Da flogen die Schwerter der Dänen aus den Scheiden, der tapfere Bürgermeister aber ließ die Zeltvorhänge zurück schlagen und deutete gelassen nach den Zinnen der Burg, wo jetzt die Lübeckische Fahne wehte, und auf die Bewaffneten, die das Zelt umgaben. Diesen Vorgang stellt unser Bild dar.



Der Parademarsch der Reservisten beim Reserveball. (S. 307)

Der erste Regenschirm.

Erzählung von Valentin Fern.

(Nachdruck verboten.)

An einem rauhen und regnerischen Herbsttage des Jahres 1750 war es, als nachmittags um vier Uhr ein stattlicher, etwa achtunddreißigjähriger Herr sein in Cheapside in der City von London befindliches Geschäftscomptoir verließ, um sich nach seiner Privatwohnung in der Bishopsgatestraße zu begeben. Der Weg wurde zu Fuß von ihm zurückgelegt, denn damals waren Droschken und Omnibusse noch nicht so gebräuchlich wie jetzt. Warm und gut gekleidet in einen braunen Anzug und einen dunklen Kapuzenmantel, trat er auf die Straße hinaus in den rieselnden Regen und ging rasch nach seiner Wohnung, wo er fröstelnd und ganz durchnäßt anlangte.

Das war ihm sehr unangenehm, denn er konnte die Feuchtigkeit durchaus nicht mehr vertragen, seitdem er einen Teil seines Lebens im sonnigen Persien, wo es so selten regnet, zugebracht hatte. Er warf den nassen Mantel ab und übergab ihn seiner alten Haushälterin zum Trocknen; dann trat er zum Kamin, in welchem ein helles Feuer flackerte. Mehrmals mußte er husten.

„Habe mir heute wieder einmal eine Erkältung zugezogen,“ murmelte er ärgerlich. „Verwünschter Husten! Ich kann mich gar nicht mehr so recht an das feuchte heimische Klima gewöhnen. Früher, als ich in St. Petersburg anfassig war, machte ich mir gar nichts aus Kälte und feuchter Schnee- oder Nebelluft. Erst seit meinem langen Aufenthalt in Persien ist das anders geworden. O schönes, sonniges Persien, wo ich so glückliche Tage verlebte, wo ich durch

redlichen Handel mein ansehnliches Vermögen erwarb!“

Dabei wandte er seinen Blick nach dem Schreibtisch in der Ecke am Fenster, auf welchem ein angefangenes Manuskript lag. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich nämlich damit, eine Beschreibung seiner Reisen und Abenteuer in Rußland und Persien zu verfassen. Ueber dem Schreibtisch hing ein kleiner bunter, zusammenklappbarer persischer oder chinesischer Sonnenschirm, welchen er nebst noch vielen anderen Andenken und Merkwürdigkeiten aus dem Orient nach England gebracht hatte. Auf dieses niedliche Schirmchen fiel jetzt sein Auge, und dabei kam ihm ein merkwürdiger Einfall.

„Warum sollte nicht auch vor dem Regen schützen können, was vor der Sonnenglut so angenehm zu schützen vermag?“ dachte er bei sich. „Allerdings, ein solches Schirmchen dürfte es



Alexander v. Soltwedel befreit Lübeck vom dänischen Joche. (S. 308)

nicht sein, sondern vielmehr ein größeres und derberes Regendach. Wahrhaftig, das ist eine recht gute und praktische Idee, glaube ich! Ich werde mir nach dem Muster dieses Sonnenschirmes einen Regenschirm machen lassen. Doch wenn in London könnte ich wohl eine solche Arbeit anvertrauen? Hm, ich denke, meinem braven Nachbar, dem Korsettfabrikanten Thomas Symmes. Der wird's schon fertig bringen, wenn ich ihm die genaue Anweisung dazu erteile. Er versteht sich ja auf Fischbeinarbeiten, und Fischbeinstäbe werden meines Erachtens gewiß am besten zu brauchen sein für das bewegliche Gestänge oder Gestelle des Regenschirmes. Zudem ist er ein tüchtiger und betriebamer Gewerbsmann."

So seltsam dies manchem erscheinen mag, so ist es doch wahr: es dauerte bis zum Oktober 1750, bis der so nützliche, jetzt für ganz unentbehrlich gehaltene Verbrauchsgegenstand, Regenschirm genannt, zuerst in England und dann allmählich im übrigen Europa in Gebrauch und Aufnahme kam, und zwar fand der Regenschirm, wie so manches gute Neue, nicht sogleich Beifall und Anerkennung, sondern wurde mit Spott überhäuft und dann erst allmählich und widerwillig angenommen.

Dem Kaufmann Jonas Hanway zu London blieb es vorbehalten, Europa mit der Erfindung des so nützlichen Regenschirmes zu überraschen, freilich nicht ohne einige Widerwärtigkeiten für ihn selbst, dann aber schließlich doch zu seinem eigenen Glück.

Eine halbe Stunde später, als der Regen etwas nachließ, ging Hanway zu dem Nachbar hinüber. Den kleinen bunten orientalischen Sonnenschirm hatte er vorsorglich mitgenommen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Sir?“ fragte Symmes.

„Sehen Sie sich dies hübsche Ding einmal aufmerksam an, Sir,“ sprach Mr. Hanway. „Es ist ein orientalisches Sonnenschirm.“

„Sehr nett, in der That.“

„Prüfen Sie gefälligst die Mechanik des Schirmes durch Auf- und Zuklappen.“

„So — so — das wäre geschehen. Und was denn nun, bester Sir?“

„Ich wünsche, daß Sie mir etwas Aehnliches machen, aber bedeutend größer, solider und fester. Sie verstehen es sicherlich, ein mechanisches aufklappbares Gestelle von Fischbeinstäben zu fertigen und zweckdienlich dasselbe mit starkem Seidenstoffe zu überziehen.“

„Ja, das kann ich wohl machen, wenn's darauf ankommt,“ sagte der Korsettfabrikant. „Doch wozu soll das Ding denn eigentlich dienen? Ein Sonnenschirm ist doch eigentlich jetzt ganz unnötig, da es zum Winter geht.“

„Es soll kein Sonnenschirm, sondern vielmehr ein Regenschirm werden, lieber Nachbar. Ich kann nämlich Nässe und Feuchtigkeit gar nicht vertragen; deshalb will ich mich auf meinen Geschäfts- und Spaziergängen vor dem Regen zu schützen versuchen auf solche Art.“

„Also ein Regenschirm! Davon hat man noch niemals etwas gehört. Das ist ja etwas ganz Ungewöhnliches.“

„Ich halte ein solches tragbares Regendach für sehr praktisch.“

„Und damit wollen Sie dann öffentlich auf der Straße erscheinen, Sir?“

„Gewiß!“

„Hm, ich befürchte, daß Sie viel Aufsehen erregen werden durch solche Absonderlichkeit.“

„D, das macht mir keine Sorge! Als vernünftiger Mann ärgere ich mich nicht über den Unverstand der Menschen. Ich habe ja lange in Persien gelebt und bin da ein wenig zum orientalischen Philosophen geworden.“

„Er hat den Spleen!“ dachte im stillen der brave Korsettfabrikant; und laut sagte er: „Ich will also einen solchen Regenschirm für Sie

machen. Den Preis kann ich aber erst nach der Fertigstellung bestimmen.“

„Das versteht sich, Mr. Symmes.“

„Den Schirmstock muß ich bei einem Stockdrechsler anfertigen lassen. Wie lang soll derselbe ungefähr sein?“

„Wie ein gewöhnlicher Spazierstock. Und das aufspannbare Dach wünsche ich recht groß.“

„Sehr wohl, Sir. Und wie soll die Farbe des Schirmes sein?“

„Das ist mir im Grunde einerlei.“

„Ich habe sehr schönen und sehr starken karminroten Seidenstoff.“

„Dann nehmen Sie nur davon!“

Nachdem dies abgemacht war, verließ Mr. Hanway den Korsettfabrikanten und begab sich wieder nach der eigenen Wohnung.

Thomas Symmes aber machte sich mit allem Eifer an die Arbeit und verfertigte zum erstenmal in seinem Leben einen Regenschirm. Es wurde denn auch ein wahres knallrotes Angeheuer von Schirm. Dennoch war er stolz auf sein Meisterstück.

In alten Kumpelkammern mögen noch hie und da aus den Urgroßväterzeiten alte Schirme herumliegen, die eine gewisse Aehnlichkeit haben mit dem von uns eben geschilderten ersten Regenschirm, von diesem aber gewiß noch weit übertroffen worden sind an grotesker knallroter Ungeheuerlichkeit.

Mr. Hanway war jedoch damit zufrieden. Ohne zu feilschen, bezahlte er den geforderten, ziemlich hohen Preis.

Am nächsten Vormittag regnete es. Zum erstenmal ging Hanway aus mit dem aufgespannten Schirm, zuerst nach seinem Geschäftscomptoir in Cheapside, dann nach der Börse.

Welches Aufsehen erregte er auf der Straße bei den Bummelern und Gassenjungen wie bei den anständigen Leuten! Welches Hallo, Gejohl, Spottgelächter und Hohngeschrei folgte ihm! Auch auf der Börse lachte man ihn aus, selbst seine besten Geschäftsfreunde nahmen daran teil.

Nach einigen Stunden lachte, spottete und höhnte man in ganz London über Jonas Hanway und seinen roten Regenschirm. Die Zeitungsschreiber erschöpften sich im Niederschreiben von losen Witzeln darüber für ihre Blätter. Drei Karikaturenzeichner waren bald eifrigst an der Arbeit, sein Zerrbild mit dem Schirm zu zeichnen, um dasselbe schleunigst zu veröffentlichen, denn mit solchen Bildern ließ sich damals Geld verdienen.

Am meisten Aufsehen und geradezu Entsetzen erregte jedoch die Nachricht von dem roten Regenschirm bei der Familie des reichen Fondsmaklers Blich, mit dessen einziger Tochter Eliza, einer neunundzwanzigjährigen reifen Schönheit, Mr. Hanway seit einigen Monaten verlobt war. Er, der ja auch schon achtunddreißig Jahre zählte, konnte als wohlhabender Geschäftsmann für eine gute Partie gelten, sie mit ihrer bedeutenden Mitgift nicht minder. So war diese Verlobung mehr aus Verstandes- und Konvenienzrücksichten als aus Liebesneigung zu stande gekommen.

Blich kam ganz außer sich von der Börse nach Hause und berichtete seiner Frau und Eliza von dem seltsamen Einfall Hanways. Die beiden Damen schrieten auf vor Erstaunen und Schrecken.

„Guter Himmel, ist solche unerhörte Extravaganz möglich?“ rief Frau Blich, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

Eliza kreischte: „Sollte er von mir verlangen, daß ich an seiner Seite, an seinem Arme, unter einem solchen gräßlichen roten Regenschirm — ach, schon der bloße Gedanke bringt mich um! Ich würde ja zum öffentlichen Gespött werden!“

„Necht hast du, meine liebe Tochter,“ sprach der Fondsmakler. „Ich befürchte beinahe, dein Verlobter ist reif fürs Narrenhaus.“ —

Der wackere Hanway hatte natürlich keine Ahnung von dem eben geschilderten Vorgange, und da der folgende Tag ein Sonntag war, so wollte er, wie das damals der Brauch war, seine Braut abholen zum ehrsamem gemeinschaftlichen Kirchgang.

Es regnete wieder. Im Oktober pflegt es ja in England fast alle Tage zu regnen. Also nahm er vorsorglich den roten Regenschirm mit.

So ausgerüstet erschien er im Hause des Fondsmaklers. Sein Erscheinen erregte zu seinem nicht geringen Erstaunen große Bestürzung, denn er hatte gehofft, Ehre einzulegen mit seiner praktischen Erfindung, sah sich aber in solcher Erwartung bitterlich getäuscht.

Eliza schrie auf bei seinem Anblick und weigerte sich unter Thränen, mit ihm unter seinem roten Regenschirm zur Kirche zu gehen. Die Mutter bestärkte sie in ihrem Abscheu. Sie machte Mr. Hanway wegen des Schirmes die anzüglichsten und bösesten Vorwürfe. Der Fondsmakler bewies sich auch sehr kalt und unangenehm ihm gegenüber an diesem verhängnisvollen Tage. Unverhohlen sprach er seine Meinung aus, daß Hanway mit seinem Regenschirm sich zum Gegenstand des Hohngelächters und Gespötes gemacht habe. Unverantwortlich im höchsten Grade sei es, daß er nun auch Eliza solchem Standale auszuliegen beabsichtige. Das dürfe durchaus nicht sein.

Vergebens versuchte Hanway für seinen roten Regenschirm ein gutes Wort einzulegen und dessen praktischen Nutzen zu preisen. Man hatte nur grenzenlose Verachtung und unüberwindlichen Abscheu übrig für den besagten Regenschirm.

Endlich, tief gekränkt in seinen innersten Gefühlen, entschloß Jonas Hanway sich zum Fortgehen. Nicht zur Kirche ging er — denn dazu hatte er nach dem Vorgefallenen keine Neigung mehr —, sondern direkt nach Hause.

Nachdem sein Gemüt sich einigermaßen beruhigt hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, um an seiner „Reisebeschreibung“ weiter zu arbeiten.

Bei dieser interessanten Beschäftigung wurde er nach Verlauf von etwa zwei Stunden gestört. Ein Bote trat ein und überreichte ein Briefchen und ein Päckchen. Letzteres enthielt den Verlobungsring und allerlei hübsche und kostbare Schmuckfachen, welche er Eliza Blich bei verschiedenen Gelegenheiten geschenkt hatte.

Das Briefchen war von Eliza und hatte folgenden Wortlaut:

„Sir!
Es ist aus mit uns beiden — ganz aus! Denn nimmermehr kann ich mich dazu entschließen, mit Ihnen unter einem roten Regenschirm durch das Leben zu wallen. Hierbei sende ich den Verlobungsring und Ihre Geschenke zurück. Leben Sie wohl! Der Himmel beschütze Sie und möge für Ihr Wohlbefinden sorgen. Ich vermag das nicht zu thun; darum ist die schnelle Aufhebung des Verlobnisses nötig. Vergeben Sie mich, Sir! Ich werde Sie auch vermissen.“

Eliza Blich.
Jonas Hanway war nach dem Lesen des Briefchens einen Augenblick ganz verblüfft. Aber er faßte sich rasch.

„Sei's darum!“ murmelte er. „Diese Verbindung wäre für mich wahrscheinlich doch keine glückliche geworden, wie ich nun einsehe, denn es fehlt dieser Eliza sowohl an Gemüt wie an Verstand. O du mein lieber roter Regenschirm, das hast du also verschuldet! Aber ich grille dir deshalb nicht. Mögen die Thoren und Thörinnen nicht immerhin verladen und verabscheuen, ich glaube sicher, die Zeit wird noch kommen, in welcher du siegreich triumphieren wirst über den Unverstand und den Hohn der einfältigen Menschen!“

Er schrieb sofort einige Zeilen an Eliza, daß

er zufrieden sei mit der Aufhebung des Verlöbniſſes. Auch ſandte er ihr einige Geſchenke, welche ſie ihm gemacht, zurück.

Ein halbes Jahr war vergangen. Da wandelte Jonas Hanway eines Spätnachmittags im Frühling 1751 die Dooleyſtraße entlang, der alten Londonbrücke zu.

Es regnete ſtark. Alſo hatte er ſeinen roten Schirm aufgeſpannt; an welchen die Leute in London ſich nun allmählich gewöhnt hatten, wohlverſtanden, nur an den Anblick deſſelben, denn noch gab es keinen einzigen Nachahmer. So mächtig iſt das Vorurteil.

Da ſah er in einem offenen Thorweg eine junge, hübsche Dame ſtehen, die vor dem Regen dort Zuflucht geſucht hatte.

„Fräulein Latimer, wenn ich mich nicht irre?“ ſagte er, ſtehen bleibend und den Hut lüpfend.

„Ja, Sir,“ verſetzte ſie lächelnd. „Der abſcheuliche Regen hält mich hier ſo lange auf. Er ſcheint auch gar nicht nachlaſſen zu wollen. Und ich habe doch ſo große Eile, nach Hauſe zu kommen, nachdem ich mich ſchon bei einer frankten Freundin etwas verſpätet, die ich beſucht hatte. Wie ich Sie ankommen ſah, Mr. Hanway, da dachte ich mir ſo im ſtillen: Ach, hätte ich doch auch einen ſo nützlichen Schirm, dann wäre ich jetzt nicht ſo in Verlegenheit!“

„Mein Fräulein, darf ich Ihnen meine Begleitung unter meinem Schutz und Schirm anbieten? Ich bringe Sie raſch, ſicher und trocken nach Ihrer Wohnung.“

„Beſten Dank, Sir! Sie ſind als ein ſo achtbarer Herr bekannt, daß ich gar kein Bedenken trage, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen.“

Und ſie hing ſich an ſeinen Arm. Dann ſchritten die beiden im Regen weiter, vortrefflich geſchützt durch den großen roten Schirm.

Jenny Latimer war die Tochter eines Papier- und Schreibmaterialienhändlers in der Biſhopgateſtraße, in deſſen Laden der in der Nachbarſchaft wohnende Mr. Hanway zuweilen Briefpapier, Federpoſen, Siegellack und anderes kaufte. Im Laden hatte er mehrmals Jenny geſehen und auf ſolche Art ſie oberflächlich kennen gelernt.

Der Weg über die alte Londonbrücke nach der Biſhopgateſtraße war ziemlich weit; doch ſchien er den beiden gar nicht ſo lang zu ſein, weil ſie unterwegs ſo angenehm miteinander plauderten.

„Alſo Sie verachten und verſpotten meinen Regenschirm nicht, Miß Jenny?“

„Ganz und gar nicht, Mr. Hanway. Im Gegenteile, ich halte ihn für einen ſehr nützlichen Gegenſtand, als welcher er ſich eben jetzt auch zu meinem Wohle erweist.“

„Wahrhaftig, Fräulein, Sie entzücken mich durch Ihr verſtändiges Urteil,“ rief freudvoll Mr. Hanway. „Ich habe die größte Luſt, Ihren Herrn Vater um eine Erlaubnis zu bitten.“

„Um welche?“

„Ihnen ein kleines Geſchenk machen zu dürfen.“

„Ein Geſchenk?“

„Ja; ich möchte nämlich einen hübschen Regenschirm für Sie anfertigen laſſen und denſelben als Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre freundliche Anerkennung meiner Erfindung Ihnen überreichen.“

Sie lachte. „Ich danke dafür ſchon im voraus, Sir. Mein Vater hat für Sie die größte Hochachtung. Er wird ſicherlich über ein ſolches Geſchenk nicht unzufrieden ſein.“

„Und werden Sie dann bei Regenwetter den Schirm auch wirklich benutzen, dem Vorurteile zum Trotz?“

„Ja, gewiß, Sir. Das will ich.“

„Bravo, Miß Jenny! Das muß ich ſagen:“

Sie ſind die verſtändigſte und liebenswürdigſte junge Londonerin, die ich kenne.“

Unter ſolchem Geplauder langten ſie endlich bei dem Hauſe des Papierhändlers in der Biſhopgateſtraße an, und Hanway trat dort mit ein. Unter Scherz und Lachen gaben Jennys Eltern gern ihre Einwilligung, daß ihr von dem ehrenwerten Nachbar ein Regenschirm geſchenkt werden dürfe.

Es mochte wohl den braven Eltern im Grunde ganz recht ſein, daß Jenny, die ja doch einmal unter die Haube gebracht werden mußte, eine ſolche annehmbare Eroberung gemacht zu haben ſchien.

Denn ſo war's wirklich. Die junge Dame hatte bei dieſer Gelegenheit nachhaltigen Eindruck auf den biederen Hanway gemacht, der überzeugungsvoll ſich ſelber ſagte, Jenny ſei wohl tauſendmal mehr wert als Eliſa, wenn auch nicht an Geld und Gut, ſo doch an Geiſt, Gemüt und Verſtand.

Er ließ bei dem Korſettfabrikanten Thomas Symmes einen ſchönen blaſeidenen Regenschirm mit Eſſenbeingriff anfertigen für Jenny Latimer. Dieſer zweite Schirm war alſo ein Damenschirm, freilich noch kein ſo eleganter wie die heutigen. Er geriet vielmehr nach unſeren jetzigen Begriffen etwas zu ſehr in die Breite, war aber doch ſehr gut und praktiſch für ſeinen Zweck.

Dies Geſchenk überbrachte er perſönlich der jungen Dame. Und dann beſuchte er fortan in ſeiner Mußezeit die ehrenwerte Familie Latimer und erzählte im Kreiſe deſſelben abends viel Interessantes von ſeinen Reiſen und Abenteuern in Rußland und Perſien. Das Ende vom Liede war denn auch richtig, daß er um Fräulein Jennys Hand anhielt. Freudig gab die junge Dame ihm das Jawort.

So hatte alſo der große rote Regenschirm den braven Geſchäftsmann von einer unpaſſenden Braut befreit und ihm dafür eine andere, viel beſſer paſſende, verſchafft.

Bald fand die Hochzeit ſtatt, und die Ehe wurde eine ſehr glückliche.

Und nunmehr geſchah allmählich das Wunderbare im Verlaufe des nächſten Jahrzehnts. Jenny, die mit ihrem blauen Regenschirm bei ſchlechtem Wetter auf der Straße erſchien, fand Nachahmerinnen. Andere junge Damen empfanden bald ebenfalls das lebhaſte Verlangen nach Regenschirmen. Und dann wurden mit der Zeit auch die Herren danach begehrlig. Man begriff endlich den unſtreitbaren Nutzen dieſes praktiſchen Gebrauchsgegenſtandes. Der Regenschirm beſiegte das lächerliche Vorurteil! Und nachdem er einmal Mode geworden war, fanden die jungen und alten Damen es bald heraus, daß im heißen Sommer ein Sonnenschirm auch recht praktiſch ſei. So war alſo der Sonnenschirm eine Folge des Regenschirms.

Thomas Symmes, deſſen eigentliches Geſchäft in den letzten Jahren nicht recht lohnend geweſen, hing die Korſettfabrikation an den Nagel und wurde Regenschirmfabrikant. An guter Kundſchaft fehlte es ihm fortan nicht. Er wurde raſch ein wohlhabender Mann. Deſhalb pries und ſegnete er lebenslang Jonas Hanway, den Erfinder des Regenschirms.

Und Eliſa Bligh?

Auch ſie hatte zuletzt der neuen Mode gehuldigt und ſich einen blauen ſeidenen Regenschirm angeſchafft. Freilich zu ſpät!

Da ſaß ſie nun, einſam und verlaſſen, und ſpann Trübsal. Kein anderer Freier hatte ihre Hand begehrt. Sie war eine alte Jungfer geworden. Wie ſehr bejammerte ſie jetzt ihre Thorheit! Aber ihre Erkenntnis kam zu ſpät. Geſehene Dinge laſſen ſich leider nicht mehr rückgängig machen.

Jonas Hanways intereſſante Reiſebeſchrei-

bung erſchien 1753 in zwei Bänden und fand viel Beifall, wie ſie das auch verdiente.

Dann aber beſchäftigte er ſich ſein Leben lang mit allerlei gemeinnützigen Angelegenheiten, die Einrichtung von beſſeren Armenhäuſern, Hoſpitalern, Schulen u. ſ. w. betreffend. Sogar für die armen Londoner Schornſteinfegerjungen intereſſierte er ſich in menſchenfreundlicher Weiſe, indem er ſich mit Erfolg bemühte, ihre elende Lage zu verbeſſern.

Im September 1786 ſchied er aus dem Leben. Zu ſeinem Gedächtnis wurde ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmal errichtet.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein unſichtiger Räuber. — Als ich mich vor etwa zwölf Jahren im ſüdlichen Kalifornien aufhielt, verſchaffte ſich eines Tages ein Bantrüber, der das Geldinſtitut einer kleinen, noch nicht lange erbauten Stadt am hellen, lichten Tage geplündert hatte, auf originelle Weiſe förmliche Melais, um durch ſie ſeinen Verfolgern zu entkommen.

Um die Mittagszeit war ein anſcheinend jüngerer Mann, der eine Maſke vor dem Geſicht trug, in das Comptoir der einzigen am Ort befindlichen Bank getreten, in welchem der Inhaber und zwei andere Herren anweſend waren. Mit vorgestrecktem Revolver hatte er dieſen drei Perſonen befohlen, ſich nebeneinander an die Wand zu ſtellen und die Hände in die Höhe zu heben. Nachdem dieſem Wunſche Folge geleiſtet worden, ſteckte der Bandit in aller Gemütsruhe mehrere auf dem Zahtliſche liegende Pakete Papiergeld in die Taſche, machte eine artige Verbeugung und verließ, rückwärts gehend, das Lokal. Vor dem Hauſe ſtand ſein Pferd, welches er beſtieg und im Galopp davonjagte.

Obgleich der ganze Vorgang höchſtens fünf Minuten gedauert hatte, waren dem frechen Räuber doch alsbald zahlreiche Verfolger auf den Ferſen, die nach amerikaniſchem Brauch ſofort ein lebhaftes Feuer auf den Flüchtling eröffneten. Eine Kugel fand auch wirklich ihren Weg, indem ſie das Pferd des Räubers zum Stürzen brachte. Lauter Jubel erſchallte aus den Reſten der Verfolger, die im Geiſte bereits den Halunken an einem Baum zappeln ſahen, zumal man darauf rechnen konnte, daß in kurzer Zeit auch noch berittene Häſcher erſcheinen würden. Doch die Hoffnung der bereits frohlockenden Verfolger war eine trügeriſche.

In derſelben Richtung, in welcher der Ausreißer dahinrannte, fuhr ein einſpänniger Doktorwagen, deſſen Beſitzer, ſeine Krankeniſten abmachend, ſeinen kräftigen Braunen im ſogenannten Hundetrabe gehen ließ. Raum hatte der Spitzbube dieſes Fuhrwerk erreicht, als er mit einigen mächtigen Sähen an das Pferd heranſprang, es beim Zügel efaßte und ſich mit überaſſender Gewandtheit hinaufſchwang. Der Braune, ob dieſer unerwarteten Laſt wild werdend, ſtürzte in raſender Eile vorwärts, unbekümmert um ſeinen armen Herrn, der halb verſteint im Wagen ſaß und es nur mit Mühe verhindern konnte, hinausgeſchleudert zu werden. Indeſſen nicht lange ſollte ſich der Arzt in dieſer Situation befinden, denn der auf ſeinem Pferde ſitzende Kerl zog ſchnell ein Meſſer hervor und durchſchnitt alle die Geſchirteile, vermittelſt deren das Tier am Wagen befeſtigt war. In wenigen Augenblicken war die Arbeit vollendet — der Wagen mit ſeinem zitternden Inſaſſen ſtand mit einem Ruck ſtill, während der Reiter mit dem nun ledigen Gaul weiterjagte.

Hinter ihm drein waren bald wohl ein Duzend Berittene, die jedoch trotz aller Anſtrengung die Entfernung zwiſchen ſich und dem Flüchtling nicht zu verkleinern vermochten. Nachdem die Jagd mehrere Stunden gewährt hatte, begannen die Pferde der Verfolger, wie auch das des Verfolgten erſtlich müde zu werden, und das Tempo, in welchem beide Teile ritten, war demzufolge erheblich gemäßiget worden. Da bemerkte der Räuber, welcher der Uebermacht gegenüber an dem ſchließlichen Ausgang der Sache nicht zweifeln konnte und deshalb unausgeſetzt nach irgend einem Rettung verheißenen Gegenſtand umherſpähte, plötzlich ſeitwärts auf einem Acker einen Farmer, der zwei treffliche Gänse vor ſeinem Pfluge hatte. Schnell ritt er auf dieſen Mann zu, ſprang von ſeinem eruateten Tiere herab und beſtieg in Eile eins der Farmerpferde, nachdem er es ausge-

spannt und den Eigentümer durch seinen Sechsläufer genügend eingeschüchtert hatte. Das frische Tier ließ ihn vor seinen Verfolgern bald wieder einen bedeutenden Vorsprung gewinnen. Der Farmer, der sich auf seinem anderen Pferde den Nachsetzenden angeschlossen hatte, hielt sich bei diesen, da er keine Neigung verspürte, es allein mit dem Gehekten aufzunehmen. Noch vor dem Dunkelwerden sahen sich die Verfolger mit Rücksicht auf ihre Pferde genötigt, von der Herzjagd abzustehen. Der Verfolgte aber, der sich der Sierra Nevada, dem bewaldeten Grenzgebirge zwischen Kalifornien und Nevada, zuwandte, hatte in derselben Nacht noch zwei anderen Farmern je ein Pferd entführt, als Ersatz jedesmal sein ermattetes Ross zurücklassend.

Auf diese Weise war er sehr bald in die Berge und weiter in das Gebiet des Nachbarstaates gelangt, wo er vor fernerer Verfolgung sicher war. Die bestohlenen Pferdebesitzer aber erhielten nach und nach

alle ihre Tiere wieder, da der Räuber dieselben stets zurückgelassen hatte. Der einzige, dem ein Verlust von mehreren tausend Dollars erwuchs, war der Bankier, der, nachdem er nicht lange nachher durch einen nochmaligen derartigen Besuch die Gefährlichkeit seines Berufes im Westen erfahren, bald darauf nach einem der östlichen Staaten überließelte.

Weibliche Nahe. — Die Herzogin Sarah von Marlborough besaß wundervolles Haar, dessen glänzend blonde Farbe sie durch den Gebrauch von Honigwasser erhielt. Sie wußte, daß keiner ihrer Vorzüge der Herzog, ihren Gemahl, so fesselte, als dieses Haar. Bei einer Gelegenheit hatte sie ihren Willen gegen den Herzog nicht durchzusetzen vermocht. Sie nahm sich daher vor, den Herzog wegen dieser vermeintlichen Hartnäckigkeit zu strafen, und indem sie darüber nachdachte, was ihn wohl am empfindlichsten treffen könne, fiel es ihr ein, sich die

prächtigen blonden Haarflechten abzuschneiden. Sie that es und legte dieselben in ein Zimmer, durch welches der Herzog öfters gehen mußte. Zu ihrer Enttäuschung schien dieser aber nichts zu bemerken oder nichts merken zu wollen, bis eines Tages das Haar spurlos verschwand. Als er auch während der nächsten Tage nichts erwähnte, stellte sich bei ihr die Neugier ein, zumal der Spiegel ihr rückhaltlos die Verunstaltung vorhielt.

Die Sache geriet in Vergessenheit bis nach dem Tode des Herzogs. Da fand sie ihre Haarflechten sorgfältig in einem Schränkchen neben allem dem aufbewahrt, was ihm im Leben am teuersten gewesen war. [M. 2-1.]

Chinesische Verkehrtheiten. — Bei den Chinesen ist alles umgekehrt wie bei uns. Die Bücher der Chinesen beginnen hinten, der Schüler dreht dem Lehrer, wenn er etwas auffagt, den Rücken zu; bei Besuchen und Festlichkeiten behält man den Hut auf

Humoristisches.



Auf der Klinik.

Professor (zu seinen Hörern):
Sehen Sie, meine Herren! Unser Patient hat eine Kugel stecken in seinem Fuße, infolgedessen er genötigt ist zu hinken. Was würden Sie in diesem Falle thun?

Ein Student: Ich würde gleichfalls hinken, Herr Professor.



Trohdem.

Dame (zu einem Leutnant):
Ist Ihr Herr Bruder auch Leutnant?

Leutnant: Leider nicht, aber er ist trohdem ein ganz charmanter Mensch.

und zieht die dicksten Schuhe an, die man aufstreifen kann. Wenn man dem Wirt entgegentritt, schüttelt man nicht ihm, sondern sich selbst die Hand. Der Reiter schwingt sich von der rechten Seite auf das Pferd, die Greife lassen Drachen steigen, während die Jugend zuschaut. Die Mahlzeiten beginnen mit Süßigkeiten und enden mit Suppe und Fisch. Die Trauerfarbe ist Weiß, und ebenso wäscht man die Schuhe weiß, statt schwarz wie bei uns. Ihre Magnetnadel zeigt nach Süden, und die Militärmantel tragen zwar keine Waffen, dafür aber einen gestickten Unteroak, ein Perlenhalsband und einen Jächer. Die linke Seite ist der Ehrenplatz, der Sitz der Vernunft ist nach chinesischen Begriffen im Magen, und wenn der Sohn dem betagten Vater einen besonderen Beweis seiner Liebe und Achtung geben will, so schenkt er ihm einen Sarg. [—dn—]

Ein merkwürdiges Ehepaar. — Am 8. Januar 1768 — so meldeten zu dieser Zeit die französischen Zeitungen aus Saint Chamond — starb in Zieure (Südfrankreich) ein Bauer Namens Pierre Sabliou und dessen Frau. Sie waren beide an ein und demselben Tage geboren, wurden an demselben Tage in derselben Kirche getauft, wurden beide fast hundert Jahre alt, starben an demselben Tage und wurden gemeinsam in einem Grabe beerdigt. [D.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Verwandlungs-Aufgabe.

Man bilde aus den Buchstaben der Wörter
Neb, Ida, Geld einen weiblichen Vornamen,
Nero, Haag, Aß einen Philosophen des Altertums,
Roman, Reid eine französische Provinz,
Grün, Ebbe, Eins ein Land in Ungarn,
Gent, Rom, Noe ein Land in Europa,
Gimer, Dach, einen griechischen Gelehrten,
Skat, Vol, Inn, Note eine europäische Hauptstadt,
Vern, Lachs, See eine Stadt in Preußen,
Meise, Horn eine Stadt in Bayern,
Seine, Stahl eine griechische Provinz.
Sind die neuen Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben derselben den Namen eines berühmten Malesers.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösungen von Nr. 38:

des geographischen Buchstaben-Rätsels: Japan, Egypten, Rußland, Ungarn, Schottland, Australien, Lippe
England, Monaco = Jerusalem;
des Anagramms: Karte, Krete, Kater.

Alle Rechte vorbehalten.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 38:
Wenn der Mensch sagt, ich kann nicht, so will er nicht.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.